

Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz : Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **5 (1913)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-350022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gung schildern. « Die Werbekraft der Gesamtverbände hat sich als gross erwiesen. Die sechs Verbände der Metall-, Holz-, Bau-, Transport-, Textil- und Fabrikarbeiter vereinigten im dritten Vierteljahre 1910 61,2 vom Hundert aller Gewerkschaftsmitglieder und bis zum dritten Viertel des Jahres 1911 74,7 vom Hundert des gesamten Mitgliederzuwachses. Folgende Tabelle sollte ein Bild des Mitgliederzuwachses der obengenannten Verbände von Ende 1910 bis Ende 1912 geben:

	Zahl der Mitglieder		Zuwachs
	Ende 1910	Ende 1912	
Bauarbeiter	242,648	329,516	86,868
Transportarbeiter	152,954	216,261	63,207
Fabrikarbeiter	167,097	206,296	39,109
Holzarbeiter	164,942	190,796	25,804
Textilarbeiter	167,244	138,355	21,111
Metallarbeiter	464,014	534,193	70,125

Die gewerkschaftlichen Kämpfe nehmen immer mehr einen zentralen Charakter an und gewinnen die Bedeutung wichtiger politischer Ereignisse. Der Verfasser der obigen Schrift äussert sich darüber folgendermassen: « Die Kämpfe, die geführt werden, nehmen, das haben die letzten Jahre deutlich gezeigt, immer mehr zentralen Charakter an und spielen sich unter der Aufmerksamkeit der gesamten Oeffentlichkeit ab. Die Arbeitskämpfe wachsen sich zu politischen Ereignissen von grosser Tragweite aus, zumal nicht zu bezweifeln ist, dass die Zusammenballung der Arbeiter zu farblosen Gesamtverbänden den Gedanken des Klassenkampfes förderlicher ist, als ihre Organisation in den doch immer etwas zünftlerisch angehauchten Berufsverbänden.»

Wir können noch hinzufügen, dass dieser Konzentrationsprozess der Gewerkschaften dazu beitragen wird, die Einheitlichkeit der ganzen Arbeiterbewegung zu fördern, die Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei immer mehr Fühlung miteinander bekommen zu lassen, was gewiss der ganzen Arbeiterbewegung nur von Nutzen sein wird.

Ch. R.



Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen.

Man hegt im allgemeinen die Ansicht, es sei das Hungern so ziemlich das schlimmste, was einen Menschen treffen kann. Ich halte das nicht für zutreffend. Ich habe als Arbeitsloser und später als ein auf die schwarze Liste Gesetzter Jahre hindurch oft mehrere Tage hintereinander absolut nichts gegessen; ich fand das, wie gesagt, nicht so schlimm, wie das gewöhnlich aufgefasst wird. Wohl verursacht das Hungern in den ersten Stunden oder am ersten Tag bedeutende physische Schmerzen, man fühlt die Leere im Magen und in

den Eingeweiden, es knurrt und rumort da drinnen, und man hat das Gefühl, als würden die Gedärme und der Magen zusammengepresst und mit Zangen gezwickt. Es ist das nicht angenehm, jedoch es ist leidlich zu ertragen. Am zweiten Tag stellt sich in der Regel leichtes Fieber ein, der Schmerz in dem Magen und in den Gedärmen lässt nach, die Herztätigkeit wird erheblich grösser, rasch wird das Blut durch den Körper getrieben, auch die Gehirntätigkeit wird gesteigert, tausend Gedanken zucken blitzartig durch den Kopf. Man ist zum Träumen und Phantasieren disponiert, groteske Bilder und Pläne bilden sich im Gehirn, um im nächsten Moment wieder zu vergehen wie Seifenblasen. Die Nerven sind überspannt, man ist erregt und leicht reizbar, selbst wenn man unter gewöhnlichen Verhältnissen sich ruhig und gelassen zu benehmen pflegt.

Am dritten Tag lässt die Spannung in den Nerven nach, die Herztätigkeit ist zwar sehr unregelmässig, aber nicht mehr so lebhaft denn am zweiten Tag. Die Gehirntätigkeit lässt nach, im Kopf fühlt man in der Regel einen dumpfen Schmerz, im Magen empfindet man ein leichtes Brennen, allmählich verfällt man in Gleichgültigkeit und Lethargie. So wenigstens äusserte sich der Hunger bei mir. Es ist also das Hungern an sich nicht so schlimm.

Der Forscher in der Wüste, der Soldat im Feld mag, wenn er zum Hungern gezwungen ist, sich damit trösten, dass die Sache eben nicht zu ändern ist; sie können sich schliesslich sagen, dass sie einer guten oder grossen Sache dienen, und dass ihnen das später das Vaterland oder die Menschheit danken wird. Dieses Bewusstsein mag ihnen Trost und Stärke verleihen und sie über die physischen Schmerzen hinweg trösten. Schliesslich hungert der Soldat und der Forscher für sich allein, beide haben vielleicht das Bewusstsein, dass daheim die Ihren versorgt sind. Wie anders ist das beim Arbeitslosen, beim Ausgesperrten oder auf die schwarze Liste Gesetzten. Sie bewegen sich in der Stadt mitten zwischen gefüllten Speichern und Läden, sie gehen an Hotels und Restaurants vorbei, sie sehen andere sich satt essen und erblicken überall Luxus und Reichtum.

Er hungert nicht allein, auch seine Frau, seine Kinder hungern, er empfindet und kennt die traurigen Folgen des Hungerns und der Unterernährung, er steht demgegenüber wehrlos da, es ist ihm jede Möglichkeit, es anders zu machen, genommen. Sein bisschen Habe ist verkauft oder versetzt, seine Freunde sehen ihn ungern kommen; diese haben in der Regel selbst Mangel. Hat solch ein Unglücklicher in der Erwartung auf eine Stellung sein Domizil gewechselt und befindet er sich somit in neuen, fremden Verhältnissen und unter fremden Leuten, so ist er noch schlimmer daran.

Jedem verlaufenen Hund, jedem verirrtten Kätzchen oder entflohenen Kanarienvogel wird Mitleid entgegengebracht; man nimmt sie auf und gibt ihnen Nahrung und Unterkunft. Einen hungernden Arbeitslosen meidet man, man begegnet ihm mit Misstrauen, wenn nicht gar mit Verachtung oder Hohn und Spott. Wohltätigkeitseinrichtungen sind, ganz abgesehen davon, dass damit niemand wirklich geholfen werden kann, nur Mittel, Charakter und Selbstachtung zu vernichten. Diese seelischen Qualen und das trostlose Bewusstsein, kein Mittel zu haben, um aus dieser Lage herauszukommen, sind viel drückender, marternder und aufreibender als das Hungern an sich.

Ist es denn da nicht erklärlich, dass der Selbsterhaltungstrieb einen solchen Unglücklichen auf den Gedanken bringt, einen Ausweg zu suchen um jeden Preis, und sei es auch ein Weg, auf dem man eventuell mit der landläufigen Moral und den bestehenden Strafgesetzen kollidieren könnte.

Hat sich ein solcher Gedanke einmal, und wenn auch nur flüchtig, im gemarterten Hirn eines hungernden Arbeitslosen festgesetzt — das trostlose Milieu, in dem sich der Unglückliche befindet, sorgt schon dafür, dass diesem Gedanken immerfort neue Nahrung zugeführt und dass der Gedanke schliesslich Entschluss wird.

Verfügt solch ein Ausgestossener nicht doch noch über einen guten Fonds angeborenen oder erzogenen Charakters, der im entscheidenden Moment zum Durchbruch kommt und den gewaltigen Schritt verhindert, dann ist es um den Armen geschehen; Polizei und Gerichte bekommen Arbeit und schwatzhafte Moralheuchler Stoff zu pharisäischen Predigten über die Verderbtheit und Gewissenlosigkeit der heutigen Arbeiter. Ihr lasst den Armen schuldig werden und übergebt ihn dann der Pein.

Es war April, als ich den Laufpass bekam. In all der langen Zeit — es war dann Spätherbst — war es mir noch nicht geglückt, Stellung zu bekommen, obwohl ich nicht darauf versessen war, nur in meinem Beruf zu arbeiten, und trotzdem ich gerne jede andere Beschäftigung angenommen hätte. Wie sollte das auch anders sein, mitten in der Krise, die damals in München Zehntausende zur Arbeitslosigkeit und zum Hungern zwang. An einem frühen Morgen hatte ich in den Münchener « Neuesten Nachrichten » gelesen, dass ein Schreiner zur Anfertigung eines grossen Tierkäfigs gesucht werde. Es war in der Maximilianstrasse, in einem Pensionate. Sofort machte ich mich dorthin auf den Weg; und als ich hinkam, war ich zu früh daran. Die Herrschaft hatte noch nicht Toilette gemacht; ich sollte später kommen. Ich ging ein paarmal die Maximilianstrasse auf und ab und sprach gegen neun Uhr noch einmal im Pensionate vor. Es wurde mir gesagt, es seien schon

eine Menge Leute da gewesen, ich solle, wie diese, den Preis angeben und um zwölf Uhr wieder kommen. Als ich unten das Haustor verliess, wurde ich von einem Herrn angehalten, der sich als Geheimpolizist legitimierte und mich wegen Bettelns arretrierte. Ich weigerte mich, mitzugehen, und verlangte, der Polizist solle mit ins Pensionat kommen; dort würde man mir bestätigen, dass ich nicht gebettelt, sondern wegen Arbeit vorgeschrieben hätte. Als wir hinaufkamen, wurde mir dies natürlich bestätigt, gleichzeitig wurde mir aber auch gesagt, dass ich die Arbeit nicht erhalte und nicht mehr zu kommen brauchte. Nachdem ich dem Geheimen meine Empörung über seine Dummheit ausgedrückt hatte, musste mich der Beamte laufen lassen. Daheim wusste ich alles leer; kein Brot, kein Brennmaterial, nichts im Hause, die Wertsachen längst versetzt und verkauft, wir alle voll Hunger, wie schon so oft in der letzten Zeit. Ich suchte und sann, ob ich nicht doch noch etwas fände, was ich zu Geld machen könnte. Es war vergebens. Da fiel mein Blick auf den kleinen Rest meiner Bibliothek. Ich nahm ein paar Bände und machte mich damit auf den Weg. Die Antiquare, die ich aufsuchte, lachten mich jedoch aus. Nun ging ich mit meinen Büchern zu Bekannten, aber leider hatten diese, wie sie wenigstens sagten, gerade die Bücher, die ich anbot, selbst. Wo dies nicht der Fall, da hiess es: Ja, was soll ich mit dem Deutschen Bauernkriege oder den alten Jahrgängen der Neuen Zeit oder gar mit Mommsens Römischer Geschichte? Eine Frau meinte sogar, sie kaufe sich lieber zu essen und zu trinken, denn Bücher; davon könne man nicht herunterbeissen.

Es war schon Abend, als ich, die Neue Zeit, den Deutschen Bauernkrieg und Theodor Mommsen unterm Arm, mit leeren Taschen und leerem Magen nach Hause ging. An der Marsfeldkaserne sah ich eine Zeitlang zu, wie sich Soldaten damit amüsierten, dass sie Kommissbrotstücke in einen Haufen junger, arbeitsloser Burschen warfen. Die Soldaten lachten aus vollem Halse, wenn sich die hungrigen Arbeitslosen um die Brotbrocken am Trottoir herumraufteten.

Ich war von diesem Augenblick auf das tiefste empört. Mein Zorn wurde noch grösser, als bald darauf von der Theresienwiese her Böllerschüsse erschollen und Raketen knatterten. Es wurde drüben ein für dreissigtausend Mark von der Stadt München gestiftetes Feuerwerk abgebrannt, das aus irgend einem Grunde hatte verschoben werden müssen. Nun fühlte ich erst recht den Hunger wieder; und als ich daheim die blassen und trüben Gesichter meiner Kinder sah, überkam mich ein trotziger Groll; und in dieser Stunde schwor ich, unter allen Umständen Brot und Geld zu beschaffen, gleichviel auf welche Weise und ohne Rück-

sicht auf die Konsequenzen. Brot und Geld, ein warmes Zimmer und Essen — dieser Gedanke beherrschte nunmehr all mein Sinnen und Denken. Ich schloss mich im Schlafzimmer ein und sann und überlegte über Mittel und Wege, um meine Absicht auszuführen. In rascher Reihenfolge fasste ich hundert Pläne und verwarf diese ebenso rasch wieder; zuletzt war ich so nervös und ermüdet, dass ich unfähig war, einen klaren Gedanken zu fassen. Meine Frau und die Kinder waren längst zu Bett gegangen, ich lag noch angekleidet auf meinem Lager. Wüste Träume marterten mich bis zum frühen Morgen; und als ich erwachte, waren mir die Glieder schwer wie Blei. Wieder stand ein trostloser Tag vor mir. Wir hatten bis dahin kein Almosen beansprucht; als an diesem Morgen alsdann die grössern Kinder wieder nüchtern zur Schule mussten und die kleinern nach Brot und Milch riefen, da entschloss ich mich, es so zu machen, wie es andere Arbeitslose in der Nachbarschaft schon längst hielten, nämlich täglich am Mittag aus dem Roten Kreuz an der Nymphenburgerstrasse einen Topf Suppe und ein Stück Brot zu holen. Es war ein saurer Gang, und meine Frau hatte sich überhaupt nicht entschliessen können, diesen Gang zu machen. Wochenlang lebten wir fast ausschliesslich von dieser Suppe, nur fand ich ab und zu noch ein Stück, das ich zum Tändler tragen konnte, und wofür wir Brennmaterial und Milch beschaffen konnten. In dieser Zeit sagte ich mir hundertmal, dass man in einer solchen Situation ohne weiteres das Recht zum Stehlen hätte; im nächsten Moment erschrak ich aber vor solchen Gedanken und wies solche Absichten weit von mir. Es kam der Erste, ich konnte keine Miete bezahlen und wurde exmittiert; nur mit Mühe gelang es mir, eine Wohnung aufzutreiben. Es war eine Mansardenwohnung, feucht und kalt, an den Wänden teilweise der Mörtel heruntergefallen, alles vernachlässigt; durch die Tünche hindurch konnte man leicht die Konturen der Fachwerkkonstruktion verfolgen, da der Mörtel längs den Balken überall Risse zeigte. An manchen Stellen war zwischen den Balken und den Backsteinen der Mörtel ganz herausgefallen, und man konnte in den Speicher hinaus sehen. Wir hatten beim Einzug unsere ganze Habe auf einen Zweiräderkarren herangefahren; unsere Dürftigkeit ist somit dem Hausherrn gleich bekannt geworden. Ausserdem hatte ich beim Einziehen anstatt sieben Kinder nur drei angegeben; beim Einzug bemerkte jedoch der Hausherr, dass an der Strassenecke weitere vier Kinder standen, die nur darauf warteten, beim Verschwinden des Hausherrn in die neue Wohnung geholt zu werden. Es wurde uns alsdann gleich wieder gekündigt. Die Kinder hatten keine Schuhe mehr, es mangelte an den Schulsachen, an Kleidern; kurz an allem. Meine Frau fing an zu

kränkeln, stundenlang hustete sie. Ich wälzte mich, von Sorgen überwältigt, in schlaflosen Nächten pläneschmiedend und ruhelos auf dem Lager. An einem Morgen hatte ich auf dem nächsten Postamt zu tun. Durch das Schalterfenster erblickte ich die Geldkassette: neben Silber lagen da Hundertmarkscheine und Geldrollen; in diesem Moment durchzuckte mich ein Gedanke, den ich wochenlang nicht mehr loswerden sollte, und der mich bis ins Innerste aufwühlte. Hier wäre Aussicht, mit einem einzigen kühnen Griff aus Not und Elend zu kommen. Die moralischen Bedenken, die anfangs immer wieder in mir auftauchten, verschwanden allmählich. Ich kalkulierte: so wie seither kann es nicht mehr weitergehen, man hat doch ein Recht zum Leben; die Kinder und meine Frau verkommen in Elend, ich komme täglich weiter herunter. Uebrigens, wenn ich mir am Postschalter ein paar Scheine oder eine Handvoll Goldstücke nehme, so hat doch ein einzelner keinen Schaden; höchstens, dass der Schalterbeamte eine Unannehmlichkeit bekommt. Ich malte mir die Freude aus, die die Kinder haben werden, wenn sie wieder ganze Schuhe bekommen und sich satt essen können und am Sonntag wieder einen Spaziergang mit mir machen dürfen; und schliesslich wird es mir dann auch wieder gelingen, eine Stellung zu finden. Diese Aussichten und Erwägungen liessen in mir die letzten Bedenken zurücktreten; und von nun an beschäftigte ich mich nur damit, wie ich den Plan am besten ausführen könne. Wiederholt kaufte ich mir am Postschalter Briefmarken, ich orientierte mich über das Verhalten der Beamten, ich berechnete die Entfernung der Geldkassette vom Schalter und kam zu dem Resultat, dass es eine Kleinigkeit sei, die Sache auszuführen. Ich beobachtete, um welche Zeit wenig oder gar keine Leute an den Schalter kommen, und war überzeugt, dass die Gefahr eines Misslingens äusserst gering sei. Das Postamt befand sich an einer Strassenecke, das Haus stand in einem Gartendreieck, auf zwei Seiten die Strasse, auf der dritten ein einsamer Fussweg. In der Zeit kurz vor Acht wollte ich mein Vorhaben ausführen. Um diese Zeit pflegte der Beamte seine Kasseneinnahme zu sortieren; es lagen da die Hundertmarkscheine neben dem zu Rollen geformten Gold. Ich würde zur Tat einen Rock anziehen, den ich sonst nie trug, auch würde ich nicht wie seither einen Hut aufsetzen, sondern eine Mütze, die ich schon seit Jahren nicht mehr getragen hatte; den Hut würde ich in die Tasche stecken, den Beamten würde ich dadurch beschäftigen, dass ich ein Paket oder einen eingeschriebenen Brief aufgab. Nach der Ausführung der Tat würde ich über die Strasse in ein Haus springen. Dort würde ich durchs Hoftor gehen, über einen niedrigen Hofzaun würde ich ins Freie gelangen.

Sollte ich von meinen Verfolgern überhaupt gesehen werden, so würden diese zweifellos erst im Hause Umschau halten. In dieser Zeit hätte ich längst einen grossen Vorsprung gegen den Hirschgarten hinüber gewonnen. Auf freiem Felde würde ich die Mütze und den zweiten Rock in eine Sandgrube werfen. Am Hirschgarten würde ich das Geld vergraben und den Platz mit einem Kreidestrich an einer Planke bezeichnen. Alsdann würde ich durch die Durchfahrt bei Laim nach der Landsbergerstrasse gehen und dort einen Bekannten aufsuchen; über die Hackerbrücke wollte ich später wieder heimkehren. Ein paar Tage wollten wir weiter hungern, dann wollte ich täglich von dem Geld holen und nach und nach auch Anschaffungen machen. Dies war mein Plan; ich war von dem Gelingen fest überzeugt.

Wochen waren so in fieberhafter Erregung und in aufreibenden innerlichen Kämpfen vergangen; ich sollte nun auch wieder ausziehen und hatte weder Geld noch eine andere Wohnung, zwei Kinder lagen krank darnieder. Nun wollte ich unter allen Umständen die Tat ausführen; alles war genau überlegt und vorbereitet. Nur eines hatte ich noch nicht gewagt: ich hatte meiner Frau von meinem Vorhaben noch keine Mitteilung gemacht, und doch musste das geschehen; ich konnte nicht anders, obwohl ich davor mehr Angst hatte als vor der Ausführung der Tat selbst. Ich schämte mich; zögernd und mühsam nur konnte ich ihr meinen Plan auseinandersetzen. Kalter Schweiss stand mir auf der Stirn, als ich so vor ihr stand. Sie wurde leichenblass und antwortete nur mit einem einzigen Satz:

« Das willst du mir und den Kindern antun? Und dabei hielt ich dich für einen Sozialdemokraten und Kämpfer! Nun willst du ein Dieb werden? »

Diese Worte und dieser zu Tode erschrockene Blick aus den blauen Augen wirkten auf mich wie ein eisigkalter Wasserstrahl, wie eine bittere, aber reinigende Medizin; ich war auf das tiefste verletzt und doch wie erlöst; es war mir, als sei ich von einer tödlichen Gefahr befreit. Ein Dieb, nicht mehr wert, mich Sozialdemokrat zu nennen, Kämpfer zu sein.

Nun, ich bin kein Dieb geworden und habe es vorgezogen, weiterzukämpfen und weiterzuhungern.



Organisation und Kämpfe der Metzgergehilfen in Basel.

Ein Kapitel aus der Geschichte der Basler Gewerkschaften.

Es mag auf den ersten Blick als zu unbedeutend erscheinen, die Geschichte einer einzelnen Gewerkschaftssekktion, die zudem erst wenige Jahre existiert, zum Gegenstand einer längeren Betrachtung zu wählen.

Indessen darf nicht vergessen werden, dass mit dem Anschluss der Metzgergehilfen an die auf dem Boden des Klassenkampfes stehende Gewerkschaftsorganisation, eine der bis dahin rückständigsten, durch überlange Arbeitszeit und durch die Natur der Arbeit kulturell noch wenig entwickelte Arbeiterkategorie für die Gewerkschaft gewonnen wurde. Weiter dürfte es nicht ganz ohne Interesse sein, die Umstände, unter denen dies eintrat kennen zu lernen, um daraus lernen zu können.

Die Pioniere in der Gewerkschaftsbewegung hatten mit der grossen Schwierigkeit zu kämpfen, ohne irgendeinen Rückhalt an schon bestehenden Gewerkschaftsverbänden, ohne Erfahrung und ohne schon vorhandene gefüllte Kassen, an ihre Aufgabe herantreten zu müssen. Andererseits jedoch stand ihnen auch noch kein organisiertes Unternehmertum gegenüber, es existierten keine christlichen und gelben Streikbrecherorganisationen, und die einzelnen Unternehmer hatten noch keine Ahnung von der Macht der Gewerkschaftsorganisation, legten infolgedessen der Gründung von solchen nicht diese Schwierigkeiten in den Weg, wie sie das heute tun. Heute findet wohl fast jede neugegründete Gewerkschaft einen festen Rückhalt an den bereits bestehenden Verbänden; zahlreiche Gewerkschaftsbeamte und andere erfahrene Genossen stehen derselben mit Rat und Tat zur Seite, und in der Regel steht auch schon ein seit langem bestehender Berufs- oder Industrieverband mit offenen Armen bereit, das neugeborene Kind liebevoll in seinen Schutz zu nehmen.

Diesen günstigen Umständen stehen aber auch sehr ungünstige gegenüber. Nicht nur die grossen Unternehmer, auch die Besitzer der kleinen, handwerksmässigen Betriebe haben sich seit langem organisiert, zu Gewerbevereinen und Arbeitgeberverbänden zusammengeschlossen. Durch die Erfolge der bereits bestehenden Gewerkschaften wild gemacht, und um ihren Profit fürchtend, suchen sie das Eindringen der Gewerkschaftsorganisation in die bis jetzt davon noch unberührten Berufsindustrien und Landesgebiete mit allen Mitteln zu hintertreiben. Massregelungen, Aussperrungen, schwarze Listen, Gründung von gelben und christlichen Verräterorganisationen müssen dazu dienen, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehende Gewerkschaftsbewegung an ihrer weiteren Ausdehnung zu hindern. Nicht nur die Arbeiter, auch die Unternehmer haben aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte gelernt und suchen sich die gemachten Erfahrungen zunutze zu machen. Doch nun zur Sache selbst.

Im Jahre 1900 wurde in Basel die Grossschlachtereirei des Allgemeinen Konsumvereins, der erste derartige Betrieb in der Schweiz, eröffnet. Eine der ersten Aufgaben des Arbeitersekretärs, Genossen Dr. Wassilieff, war, die Metzger des Allgemeinen Konsumvereins der Organisation zuzuführen. Es war keine leichte Aufgabe, damals den Metzgern begreiflich zu machen, dass es zur Wahrung ihrer Interessen notwendig sei, sich wie andere Berufsarbeiter zu organisieren und mit diesen gemeinsam, sich gegenseitig unterstützend, bessere Arbeitsbedingungen zu erringen.

Ein noch stark ausgeprägter Berufsstolz und die Illusion, einmal selbst Meister werden zu können, legten dem Ziele des Genossen Dr. Wassilieff grosse Hindernisse in den Weg. Doch fehlte es auch wieder nicht an gewissen Momenten, die ihn dabei unterstützten. Zunächst war in dem neuerrichteten Grossbetrieb, trotzdem derselbe einer Genossenschaft gehörte, bei einer intensiveren Arbeitsleistung, wie man sie in den kleinen Privatgeschäften nicht kannte, die Arbeitszeit eine noch unbeschränkte. Diese begann morgens 5 Uhr und dauerte mit einigen Pausen bis abends 8 Uhr, oft noch länger. Dazu waren die in dieser Beziehung sicher nicht verwöhnten Metzgergehilfen mit der Behandlung, die ihnen durch ihre direkten Vorgesetzten zuteil wurde, nichts weniger als zufrieden.